

Rezension: Braband, Janne (2019): Mehrsprachigkeit in der Frühpädagogik. Subjektive Theorien von Eltern und Kitafachkräften vor dem Hintergrund migrationsgesellschaftlicher Ordnungen. Bielefeld: transcript Verlag.

Ursula Neumann

Es ist inzwischen unstrittig, dass Mehrsprachigkeit eine wichtige Dimension der Frühpädagogik darstellt. Und dennoch regiert nach wie vor der „monolinguale Habitus“ (Gogolin 1994) in deutschen Kitas und Schulen. Dies zum wiederholten Mal zu zeigen, scheint vielleicht obsolet, doch die Arbeit von Janne Braband widerlegt diese Einschätzung. Braband legt eine tiefeschürfende Untersuchung über die Vorstellungen und Orientierungen von Eltern und frühpädagogischen Fachkräften über die Mehrsprachigkeit von Kindern in der modernen deutschen Gesellschaft vor, die in die „Tiefendimensionen von Mehrsprachigkeit“ vordringt. Die Autorin versteht die subjektiven Theorien (Groeben/Scheele 2010) von Eltern und Erzieher:innen als Ausdruck von Wirkweisen des migrations-gesellschaftlichen Kontextes und identifiziert sie in Interviews über die sprachliche Praxis im mehrsprachigen Alltag von Familien und Kindertagesstätten sowie in den Meinungsäußerungen der erziehenden Erwachsenen zu Bildungszielen und Begründungen für den Umgang mit Kindern, die meist aufgrund von Migrationserfahrungen mit mehr als einer Sprache aufwachsen.

In der Studie wird ein qualitatives Forschungsverfahren angewendet. Fünf Mütter und Väter mehrsprachiger Kitakinder und fünf Erzieherinnen geben Auskunft über ihre Orientierungen und Verhaltensweisen im sprachlichen Umgang mit Kitakindern und begründen diese. Das Forschungsdesign ist an der grounded theory orientiert, was sich in einem aufwendigen methodischen Vorgehen zeigt: Aufbauend auf leitfadengestützten Interviews erfolgt ein theoretisches Sampling, anschließendes Kodieren und in einem dritten Schritt erneut ein Gespräch mit den Befragten zur kommunikativen Validierung der Interpretationen und Ergebnisse. Dieses Vorgehen macht die Interviewten zu Untersuchungspartnerinnen, deren „intentionale Sinndimension“ (14) tatsächlich ernst genommen wird. Das Potenzial dieses methodischen Vorgehens zeigt sich in den Ergebnissen.

Das einleitende Kapitel führt in den Problemzusammenhang der Untersuchung ein. Es wird ergänzt um einen Exkurs zur Bezeichnungspraxis von Menschen „mit Migrationshintergrund“, weil diese Kategorisierung im medialen, politischen und wissenschaftlichen Diskurs etabliert sei und „weitgehend unkritisch“ verwendet werde (17–22). Die Verfasserin setzt sich mit dem Prozess einer gewissen Verselbständigung des Begriffs von der statistischen Verwendung im Mikrozensus und der Bildungsberichtserstattung zur Markierung eines Bevölkerungsanteils auseinander, zeigt seine Problematik und distanziert sich in gewisser Weise davon, ohne ihn aber in ihrer Darstellung zu vermeiden oder zu ersetzen. Es folgt ein Theorieteil, zunächst zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit. Die quantitative Expansion des Bildungsbereichs, vor allem für die unter Dreijährigen, aber auch die enormen Qualitätsentwicklungs- und Professionalisierungsprozesse der letzten Jahre werden skizziert und die unterdurchschnittliche Teilhabe von Kindern „mit Migrationshin-

tergrund“ bzw. die Hürden für ihren Zugang diskutiert. Fragen der kulturellen Öffnung und des Einbezugs von Mehrsprachigkeit seien vernachlässigt worden, so dass die Forschung zur Betreuungsqualität kritisch zu sichten sei. Braband weist dem dort z. B. verwendeten Modell Ethnozentrismus nach, etwa bei der Bewertung der (angeblich niedrigen) Prozessqualität in ‚russischen und türkischen Familien‘ in der NUBBEK-Studie, um im dritten Kapitel einen Forschungsüberblick heterogener Entwicklungswelten zu geben. Wegen der besonderen Sozialisationsrelevanz der Sprache im Migrationskontext widmet sich die Verfasserin in den nächsten beiden Kapiteln der Sprachaneignung unter Mehrsprachigkeitsbedingungen (u. a. mit Bezug auf Ehlichs Konzept der Basisqualifikationen [2009], und die Spracherwerbstopologie von Reich [2009]), dem mehrsprachigen Aufwachsen und dem Umgang damit in frühpädagogischen Einrichtungen. Wichtig ist ihr dabei die migrationsgesellschaftliche Perspektive unter Rückgriff auf postkoloniale und diskurstheoretische Positionen (Dirim/Mecheril 2010). Die Verfasserin betrachtet die Rolle der Sprache als Differenzmerkmal in der Migrationsgesellschaft für Über- und Unterordnungen und bezieht sie auf den frühpädagogischen Kontext. Mit Panagiotopoulou (2016) sieht sie Möglichkeiten für eine „Wende zur Mehrsprachigkeit“ in der Praxis frühpädagogischer Einrichtungen mit *Translanguaging*, *Quersprachigkeit* und *Multilingual Literacy* (114). Mit einer Zwischenbilanz legt Braband die theoretische Basis für ihre Fragestellung, die zwei Perspektiven besitzt: Erstens die Frage nach sprachlich heterogenen Entwicklungswelten in der frühen Kindheit, den zentralen Vorstellungen und Orientierung von Eltern und Kitafachkräften, und zweitens die Frage nach dem migrationsgesellschaftlichen Kontext, den Spuren gesellschaftlicher Differenz- und Zugehörigkeitsordnungen in den subjektiven Theorien der Eltern und Fachkräfte.

Im empirischen Teil der Studie beeindruckt die ausführliche Darstellung der subjektiven Theorien der Eltern in ihrer inhaltlichen Vielfalt. Sprache wird als wichtigstes Mittel der Kindererziehung gesehen, zugleich als Medium für „Kultur und Identität“ sowie „gesellschaftlicher Vielfalt“. Sprache eröffne den Kindern Bildungschancen. Verstanden wird dabei „Sprache“ ausnahmslos als „Mehrsprachigkeit“, als Ausdruck und Mittel für eine ausgewogene Identität. Als große Herausforderung erleben die Eltern den Erhalt der nichtdeutschen Familiensprachen, vor allem zum Zeitpunkt des Eintritts der Kinder in das deutsche Bildungssystem. So komme es zu Diskrepanzen zwischen Ziel, Strategie, Umsetzung und Ergebnis der Spracherziehung, die nicht leicht zu bewältigen seien. Die Wahrnehmung der familieninternen Mehrsprachigkeit spiegele sich auch im Selbstverständnis der Kinder in Bezug auf ihre Identität. Über die Rolle der Kita gehen die Meinungen der Eltern auseinander: Die Vermittlung der Familiensprache/n sei Sache der Familie, hingegen die der Kita des Deutschen, auch „der deutschen Kultur“. Auch wenn einige Eltern eine Unterstützung der Mehrsprachigkeit wünschen, bestehen kaum konkrete Bedürfnisse in dieser Hinsicht (207–211). Über diese konkreten Einstellungen hinaus analysiert die Autorin „Spuren des migrationsgesellschaftlichen Kontextes“ bei den Eltern. So bilde Sprache einen „Identifikationsanker“ und sei Zeichen der Zugehörigkeit. Die Befragten setzen sich mit den natio-ethno-kulturellen Zuschreibungen von außen auseinander, die in die Prozesse der Identitätsbildung bei den Kindern einfließen (214). Die biete aber auch Sicherheit und Schutz, wobei die festzustellende Vorrangstellung des Deutschen bis in die Familieninteraktion und die Selbstbeschreibungen der Eltern eindringe (216).

Diesen Selbstbildern und -erklärungen werden die subjektiven Theorien der pädagogischen Fachkräfte in Kitas gegenübergestellt. Wiederum fünf Personen (alle sind weiblich) geben Auskunft und validieren in einem weiteren Gespräch die Interpretationen der For-

schlerin. Der parallele Aufbau des Auswertungskapitels erlaubt einen guten Vergleich der Vorstellungen der Fachkräfte mit denen der Eltern. Wie nicht anders zu erwarten, gibt es neben Gemeinsamkeiten auch erhebliche Unterschiede, u. a. den sehr wesentlichen, dass zwar alle befragten Eltern Mehrsprachigkeit als Spracherziehungsziel verfolgen, nicht aber alle Erzieher:innen. Auch die Konzepte der pädagogischen Einrichtungen, in denen die Befragten tätig sind, entsprechen in sehr unterschiedlichem Maß der Zielsetzung mehrsprachiger Entwicklung und Förderung von Kindern, die aus ihren Familien einen entsprechenden Hintergrund mitbringen. Beeindruckend ist der Fall „Elena“. Die Ethnologin hat eine Kita aufgebaut, in die 27 von 33 Kinder gehen, die mehrsprachig sind, und zwar mit zehn Sprachen. Die Erzieher:innen repräsentieren acht Sprachen, manchmal sind aber weitere Sprachen präsent, wenn Praktikant:innen das große Spektrum erweitern. Im Zentrum des Selbstverständnisses dieser Befragten steht die Überzeugung, dass „die Sprachen der Kinder ihre Identität [repräsentieren]. Mehrsprachigkeit ist für die Kinder wichtig, damit sie ihre Identität entwickeln und die verschiedenen Facetten ihrer Welt vermitteln können“ (Abb. 7, 231). Von außen, nämlich von Seiten der Bildungsinstitutionen mit ihrem ökonomisierten und leistungsorientierten Bildungsverständnis, werde aber Druck auf die Eltern ausgeübt, dem die Kita ihr Verständnis und ihre Sprachpraxis entgegensetze, die das Selbstbewusstsein der Kinder stärke und ihre kognitive Entwicklung durch den Gebrauch der Erstsprachen fördere (231). Sprache als Werkzeug des Denkens zu stärken, sei Mittelpunkt der Qualitätsentwicklung der Einrichtung. Im Spektrum der subjektiven Theorien der Interviewpartner:innen stehen solche Orientierungen neben Haltungen von anderen Personen, die Braband als auf einem Kontinuum in Bezug auf den Zusammenhang zwischen Zugehörigkeitsempfinden und Spracherziehungszielen angesiedelt sieht. Sie reichten bei Eltern und Erzieher:innen von „mehrheitszugehörig mit monolinguaalem Normalitätsverständnis“ (Sandra und Karin) über „nicht-zugehörig aber (gerade deshalb) anpassungswillig“ (Meriem und Zefcan) bis hin zu „nicht-ganz-zugehörig, dabei aber selbstpositioniert und kritisch“ (Elena, Alara und Yves) (298 f.). Weil aber die Rekonstruktion und Analyse der subjektiven Theorien darauf abzielt, möglichst vielfältige Aspekte herauszuarbeiten, sind weitere Varianten auffindbar, etwa die Perspektive von Gülcan, die alle Bezüge der Kinder zu Mehrsprachigkeit in ihre Erziehung einbeziehen will, damit die Kinder Vielfalt als Normalität erleben. Die migrationsspezifischen gesellschaftlichen Zugehörigkeitsordnungen bildeten sich also nicht einfach ab in den Haltungen und Orientierungen der befragten Eltern und Erzieher:innen, sondern führten zu unterschiedlichen Reaktionen, auch zu Opposition und Infragestellen der dominanten Ordnung – so die Autorin (299).

Als die zentralen Erkenntnisse der empirischen Untersuchung bezeichnet die Forscherin erstens den Nachweis, dass die Orientierungen der Untersuchungspartner:innen weit über das Thema der Sprachaneignung hinaus mit Fragen der Identitätsbildung und Selbstpositionierung hinausgehen, zweitens in den subjektiven Theorien der Eltern und pädagogischen Fachkräfte ein monolinguales Normalitätsverständnis eine wichtige Rolle spielt und drittens diese Vorstellungen eng mit der eigenen Biographie verknüpft sind – wenn auch mit höchst unterschiedlichen Reaktionen und Strategien als Konsequenz daraus. Die Autorin zieht daraus den Schluss, dass „die Reflexion der eigenen Sprach- und Bildungsbiographie (...) damit als fruchtbare Möglichkeit, das professionelle Handeln in Bezug auf Mehrsprachigkeit und Spracherziehung weiterzuentwickeln“, erscheint (303).

Der besondere Wert der vorliegenden Studie liegt in ihrer diskursiven Struktur. Janne Braband konfrontiert vorliegende Forschungsergebnisse in wunderbarer Art und Weise mit

Gedanken, Theorien und Überzeugungen von den Personen, die für die Sprachbildung von Kindern verantwortlich sind. Die Lektüre lohnt schon allein für die konzentrierte Wiedergabe und kritischen Lesart des migrationswissenschaftlichen und sprachwissenschaftlichen Forschungsstands, doch den eigentlichen Gewinn zieht die Leser:in aus der Rückbindung der empirischen Ergebnisse daran. Sie besitzen ein hohes Potenzial für die Aus- und Fortbildung von pädagogischen Fachkräften in der sprachlichen Erziehung von Kindern in der mehrsprachigen Welt.

Kontakt:

Prof. Dr. Ursula Neumann
Universität Hamburg
ursula.neumann@uni-hamburg.de